

Der Schwachkopf.

Erzählung von Johann Zwerthen.

Der erste Verlobungsstrahl war vorüber. Die junge Braut, die bei ihren Schwiegereltern zum Besuch war, sprach den Wunsch aus, ihren späteren Wirkungskreis kennen zu lernen, und ihr Verlobter führte sie überall auf dem Gute umher. So kamen sie auch in die Schule, wo sie dem Unterricht beiwohnen wollten. Die besten Schüler sollten aus der Hand der Braut Belohnungen erhalten. Dem jungen Mädchen fiel es auf, daß der Lehrer mehrere Kinder überging. Es wurde ihr klar, daß er die Begabtesten herausgesucht hatte.

„Jetzt haben wir Ihre besten Schüler gehört,“ wandte sie sich an den Lehrer. „Lassen Sie uns nun einmal sehen, was die anderen leisten. Beginnen wir gleich mit dem Besten.“

„Mit dem dort? Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, aber der Junge ist zu dumm, er ist ein Schwachkopf! Doch, wenn Sie befehlen, so werde ich einen Versuch machen.“

Anna's Augen ruhten theilnehmend auf dem Knaben, der während der ganzen Zeit gleichgültig und ausdruckslos dreingeschaut hatte, wogegen sein Gesicht hübsch und fein geformt war. Doch in demselben Augenblick, als der Lehrer ihn einen Schwachkopf nannte, war es, als wenn die Gekrümmte barsch und ein Schleier von seinen Augen genommen wurde. Ein tiefer Schmerz leuchtete aus diesen hervor, und ein stehender Blick traf das junge Mädchen, welches mit Interesse und Theilnahme seine hübschen, aber barren Züge betrachtete. Sie näherte sich ihm vertraulich, um ihn nicht zu erschrecken. Sollte sie sich geirrt haben — war es nur ihr Mitleid und ihre Phantasie, welche einen bitteren Schmerz in den Augen gesehen hatten, die jetzt wieder ausdruckslos auf ihr ruhten?

Der Lehrer richtete einige Fragen an ihn. Der Knabe nahm mehrmaligen Anlauf zu sprechen, aber vergebens. Er vermochte nicht, seine Gedanken zu einer Antwort zu sammeln. Scheu erhob er seine Augen und sah Anna an, dann senkte er sie wieder. Aber sie verzog nicht die hoffnungslose Verzweiflung, die sie in seinem Blicke las.

Sie wurde roth — nicht aus Verlegenheit, sondern aus tiefem Mitleid. Sie beugte sich über ihn, drückte ihre heißen Lippen auf seine Wärmestrichen, die feucht von ihren Tränen wurde, und ließ gleichzeitig — unbemerkt von den anderen — ihre Börse in seine Hände fallen. „Gott segne Dich!“ flüsterte sie ihm zu.

Der Knabe fuhr zusammen. Er jitters am ganzen Körper, dann verfiel er in tramschafes Weinen, und konnte sich nicht beruhigen, bis der Lehrer — der inzwischen einige andere Kinder überhört hatte, und daher nicht Zeuge dieser kleinen Scene gewesen war, — ihn am Arme packte und vor der Thüre setzte, damit er den Unterricht nicht före.

„Sien Sie nachsichtig mit dem Armen,“ bat Anna, „er ist sehr unglücklich.“

Das junge Paar begab sich nach Hause. Dort sollte gerade an diesem Abende Gesellschaft sein. Ein kleines Lustspiel war einstudirt worden, und ein Prolog sollte von Anna gesprochen werden; doch sie konnte sich vom dem Anblick des armen Knaben nicht frei machen, wieder und wieder tauchten seine bleichen, barren Züge im Verein mit seinen stehenden Augen in ihrer Seele auf. Sie hatte ihn alle die Goldstücke gegeben, die sie von ihrem Vater zur Reise erhalten hatte. Doch das war noch nicht genug — wußte er auch mit dem Golde umzugehen, oder würde man es ihm vielleicht abnehmen?

Der arme „Schwachkopf“, wie der Lehrer ihn genannt — sie fühlte, er hatte Gedanken, Verstand, Bewußtsein. Das Geld ist kalt, es bedarf der Wärme der Liebe, dachte sie, „ich will ihn aufsuchen und leben, ob ich dem armen Jungen nicht helfen kann.“

Am nächsten Morgen fand sie frühzeitig auf und schlich sich unbemerkt fort. Ein kleines Mädchen zeigte ihr das Haus seiner Schwiegereltern. Sie ersahle, daß er weder Vater noch Mutter, weder Verwandte noch Freunde habe. Er war auf Rechnung des Armenwesens bei ihnen in Kost gegeben. Niemand liebte ihn insolge seines wunderbaren, unverständlichen Wesens, und er selbst war geistig zu todt, um andere lieben zu können. Seine Unlust, zu antworten, wenn man mit ihm sprach, verschaffte ihm manche Schläge, sowohl in der Schule, wie von den Pflegerinnen — denn was sollte man nur mit diesem großen Jungen machen!

„Gestern Abend,“ erzählte die Pflegerin, „verwandte er plötzlich. Obwohl mein Mann wie ich haben ihn überall gesucht. Er war aber nirgend zu finden. Wenn er nur nicht zu Schaden gekommen ist. Sonst haben wir Armen ja nichts mehr, wozu wir leben können. Ach, Herrgott, das Unglück wird uns noch in das Grab hinein folgen.“

Wieder gingen ein Tag und eine Nacht dahin, aber der Knabe war und blieb fort, und man kam endlich zu dem Schlusse, daß er durch einen Unglücksfall aus dem Leben gekommen sei. Alle meinten, das sei im Grunde das Beste, — er wäre ja doch zu nichts zu ge-

brauchen gewesen, und das Armenwesen würde auf diese Weise von den Ausgaben seiner Unterhaltung entlastet. Nur seine alten Pflegerinnen leutzten und klagten: „Ach, Herrgott, das Unglück wird uns noch in das Grab hinein folgen!“

Achtzehn Jahre waren verflossen. Die junge, lebensfrohe Braut war jetzt Wittve und Mutter einer entzückenden Tochter, die in jeder Beziehung ein wahres Ebenbild war. Die Wittve wünschte, daß ihr Kind die Welt kennen lerne, und führte Margarethe in's Ausland. Zuerst gingen sie nach Paris.

Eines Tages schlenderten sie im Louvre umher. Plötzlich machten sie vor einem großen Gemälde Halt, das sie beide in Bewegung versetzte. Das Bild stellte ein junges Mädchen dar, welches in einem felsabhänge saß. Zu ihren Füßen lag ein spiegelblanker See, der von Büschen und Bäumen beschattet war. Ein Knabe von etwa 15 bis 16 Jahren lag am Rande des heißen Abhanges und schließ — eine einzige unbewußte Bewegung, und er wäre hinabgestürzt in den tiefen Vergeser.

Mutter und Tochter stießen einen Laut der Ueberraschung aus. Das junge Mädchen dort auf dem Bilde hatte Margarethe's seltliche, feelevolle Züge. Es sah und hatte mit seinen magnetischen, von Mitleid und Liebe strahlenden Augen auf den Knaben hinab. Der Schlafende trug die Bauertracht ihres Landes, sein Antlitz war wie aus Marmor gemeißelt, doch ohne feilischen Ausdruck. Betrachtete man ihn aber länger, so schien es, als komme Leben in den Marmor, als seien die Augen nur halb geschlossen, als gäbe, ein leichtes Zittern über ihn hin. Man zweifelte seinen Augenbild daran, daß der Blick des jungen Mädchens das dämmernde Leben hervorgerufen habe.

Die Berge und den See erkannte die Mutter aus der Heimath wieder, und der Knabe — mit Macht drängte sich eine Erinnerung aus ihrer Jugendzeit vor, eine Erinnerung, die wohl verwascht, aber nicht vergessen war.

Und wie sie so schaute und schaute — bald sah die Keimwand, bald in die Tiefe ihrer eigenen Seele — da erhielt das Bild Leben und Wärme. Denn der Knabe hatte die schönen, aber starren Züge des „Schwachkopfes“, und das junge Mädchen war nicht ihre Tochter — sie selbst war es. So hatte sie als Braut ausgehoben, das Bild, die Kette am Hals, die Blumen auf der Brust — alles stimmte genau.

Plötzlich wurde sie durch einen Ruf des Erkennens aus ihren Träumereien angepöckelt. Sie wandte sich um und erblickte einen Herrn, der wie angeleitet dahinstand, gefesselt durch den Anblick ihrer Tochter.

Margarethe fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, während der Blick des Fremden voll Bewunderung und Entzücken auf sie gerichtet war. Er war groß und schlank, mit großen, tiefen, blauen Augen. Das Haar umrahmte in weichen Locken sein feines Antlitz, das eine wunderbare Ähnlichkeit mit dem Gesichte des Knaben auf dem Bilde zeigte.

Margarethe wollte sich zurückziehen, um seinem Blicke auszuweichen. Doch er legte seine Hand leicht auf ihren Arm, um sie zurückhalten, und flüsterte mit weicher Stimme: „Werden Engel denn niemals älter! Wie oft ich Ihrer gedacht habe, kann Ihnen dieses Bild erzählen. Jetzt leben Sie, wie treu der arme Knabe sich jeden Ihrer lieben Züge eingepreßt hat.“

Margarethe aber verstand ihn nicht. Nur die Mutter sprache klang wie Musik in ihren Ohren. Sie wandte sich überrecht zu ihrer Mutter und sagte: „Mutter, hörst Du?“

„Ja, ich habe alles gehört. Ihr Herz schlug wie vor achtzehn Jahren. Gedankenvoll neigte sie sich zu ihm und reichte ihm liebevoll die Hand.“

„Ich glaube nicht, daß ich mich irre, wenn ich Sie als alten Freund begrüße“, sagte sie gerührt. „Hier sehen Sie meine Tochter Margarethe. Zu Hause glaubten wir, Sie seien todt und sie haben damals dem jungen Mädchen viele bittere Thränen gefloßt; doch, Gott sei Dank, sehe ich jetzt, daß die Vorlesung so gnädig gewesen ist. Sie hier wieder aufzuerstehen zu lassen.“

„Sie haben über den „Schwachkopf“ gewinkt, gnädige Frau!“ Mehr konnte er nicht herausbringen. Er beugte sich wieder und küßte ihre Hand. Sie sah wieder auf, gewahrte er Thränen in ihren Augen. „Heute habe ich keine Lust mehr zu weiteren Kunstgenüssen. Die alten Erinnerungen haben schöne lichte Bilder aus der Jugendzeit vor meiner Seele gezeubert.“

dante Ihnen! Gestatten Sie es mir aber, so möchte ich Ihnen gern davon erzählen.“

„Mein Leben begann von dem Augenblicke, als Sie einen Ruf aus der Stirn des armen „Schwachkopfes“ brüchten. In demselben Augenblicke erwachte meine Seele und erhielt Gedanken, und Ihre gütigen Worte erreichten mein Herz. Zum ersten Male fühlte ich, daß ich lebte — daß ich nicht verlassen war.“

„Von der Schule eilte ich hinaus auf die Berge, hinauf auf jenen Felsen, den ich auf dem Bilde wiedergegeben habe. Welch herrliche, wunderbare schöne Nacht — ich war frei! Der Regen mit tausend und abertausend blühenden Blumen war mein Lager, und der Himmel mit seinen unzähligen funkelnden Lichtern wölbte sich über mir. Ich machte die Augen auf und wagte nicht, sie wieder zu schließen. Zum ersten Male in meinem Leben hatte ich das Gefühl, sehen zu können.“

„Ja, jetzt war ich was, ganz was. Ich fühlte, daß ich Kraft und einen Willen besaß. Mein erster Beifluß war, wegzugehen, weit weg, wo man mich nicht höfen und schlagen konnte, wo Niemand mich verhöhnen und mich „Schwachkopf“ schelten würde.“

„So lag ich die ganze Nacht da und träumte mit offenen Augen. Und wie der erste Lichtkeim am Himmel den Tag meldete, konnte ich sehen und fühlen. Denn nun war es auch Tag in meiner Seele. Ich holte die Börse hervor, die ich an meiner Brust verborgen trug, ich drückte sie an meine Lippen — es war der erste Ruf, den ich im Leben gegeben hatte — dann verwarf ich sie wieder an ihrem alten Platz, und begann meine Wanderung, ohne zu wissen, nach welcher Himmelsrichtung ich gehen sollte. Nach langen Irrfahrten kam ich nach Paris.“

„In schlaflosen Nächten wurde ich unter den Qualen des Hungers künstler, wo ich fand, und wo ich ging, folgten Sie mir — ich fühlte stets Ihren Blick aus meiner Stirn, den Ruf, der mich zum Menschen gemacht hat.“

„War oft, wenn ich am Abende zu Bett gieng, wachte ich nicht, woher ich das Brod für den kommenden Tag nehmen sollte. Trotzdem trennte ich mich nicht von Ihrer Börse mit dem reichen Diamantenschlüssel. Wie eine Reliquie hat sie hier an meiner Brust geruht, und mir Glück und Segen gebracht!“

Vier Wochen später ist die ganze Bevölkerung des Gutes auf den Weinen. Grenzpfosten sind errichtet, Güterländen gezogen, Flaggen und bunte Decorationen angebracht. Die Schullinder leben vor dem Herrschaftsgebäude, an ihrer Spitze der alte Lehrer. Er schaut ein wenig verlegen drein. Ist er doch erschienen, um seinen ehemaligen „Lehnen“, den armen „Schwachkopf“ als Herrn und Schulpatron mit feierlicher Ansprache zu begrüßen. Ein offener Wagen rollt herbei. Er bringt den Künstler mit der Schwiegermutter und seiner reizenden kleinen Braut in die Heimath zurück.

Der Kosatenschimmel.

Als der russische General Gernstedt im Jahre 1762 mit seinem Corps bei der Arme Friedrich's des Großen eintraf, brachte er dem Könige zwei Kosatensperde mit, welche der König oft, besonders das eine, einen Schimmel, auf Märchen ritt, worauf die Kosaten, welche ihre Pferde sehr lieben, nicht wenig stolz waren. Als Friedrich gegen Ende des Jahres auf eine kurze Zeit in Meisen war, wollte er auf dem Kosatenschimmel nach dem Dorfe Wiltz reiten, welches eine halbe Stunde von Meisen entfernt liegt, um in der dortigen Gegend etwas zu besehen und anzuordnen. Gleich vor der Stadt begegnete er dem Generalleutenant von Krotow, welcher in Wiltz sein Quartier hatte. Der König befahl demselben, umzuleiten und ihn nach Wiltz zu begleiten. Nach waren sie nicht weit geritten, als der König fragte, wie spät es an der Zeit sei, und er fand nun, daß er einen Mißstand, wenn er nach Wiltz kommen und zur Zeit der Parole wieder zurück in Meisen sein wolle. Das Ausgehen der Parole zu verzögern und die Offiziere darauf warten zu lassen, lag nicht in seinem Charakter. Er suchte daher seinen Kosatenschimmel in einen schnelleren Gang zu bringen — aber dieses war ganz vergeblich; denn die Kosatensperde bild bekanntlich nur mit dem sogenannten Kantschu in Thätigkeit zu bringen. Der König schlug ihm, wie gewöhnlich den Tod zwischen die Ohren; der Kosale schüttelte den Kopf, drehte auch den Hals, aber schneller ging er nicht. Der König wurde verdrießlich über den tragen Schimmel. Da kam gerade ein sächsischer Bauer daher, mit seinem Banderstand in der Hand. Der Generalleutenant von Krotow ließ sich diesen Tod von dem Landmann geben und fragte den König, ob er den Schimmel damit antreiben dürfe? Der König sagte: „Schlag er nur zu!“, und nun ließ der General den Kosaten diesen Tod auf dem Kreuze und den Hintertheilen energisch fühlen. Diese Sprache verstand der Schimmel, er setzte sich sofort in Galopp, und so oft er in Laufe nachlassen wollte, rief der König: „Schlag er zu!“

Der König hatte, weil es mitten im Winter war, seinen blauen Mantel an, und bei dem ziemlich kalten und schmalen Kreuze dieser Kosatensperde deckte der Mantel den Rücken des Kosaten fast gänzlich. Der General konnte also das Pferd nicht antreiben, ohne daß er zugleich auf des Königs Mantel schlug, und eben deshalb mußte er sehr, und länger der Witz dauerte, derber zuschlagen. Wie der Zug auf diese Weise in das Dorf Groß-Jahre hineinging, und die Wache von dem dort stehenden Infanterie-Regiment Jung-Schwendendorff ins Gewehr rief, ließ der Kosale im Lauf wieder nach, aber der General mochte nicht gerade jetzt den Kosaten mit dem Tode antreiben. Aber der König, welchen diese Situation belustigte, rief ihm lachend zu: „Schlag er nur zu! Die Infanterie wird zwar glauben, daß er mich schlägt, allein das schadet nicht; wenn wir nur fortkommen! Schlag er nur zu! Und der General schlug zu und die Diebe fielen hegelicht auf des Königs Mantel, der des Kosaten Kreuze bedeckte; und so ging der Zug an der Infanteriewache vorbei bis Wiltz, und von da, nachdem der König die Gegend besehen hatte, wieder auf dieselbe Art zurück. Der General prägelte so fleißig und energisch den sibirischen Kosatenschimmel, daß Friedrich noch zu rechter Zeit zum Ausgehen der Parole nach Meisen zurückkam.

Das Schlangenthal. Dieses liebliche, anmuthige Thal, welches sich in einer der zahlreichen Schluchten des Kautafusgebirges befindet, führt noch bis zum heutigen Tage den Namen des Schlangenthales. Es hat etwa zwei Quadratmeilen im Umfange, ist ringsum von hohen Bergen eingeschlossen, und ein ewiger Frühling herrscht daselbst. Bäume, Stauden und Gewächse der reichsten orientalischen Vegetation bedecken seinen Boden, schön gefiederte Vögel bauen ihre Nester in den Bäumen, trübste Quelle rieseln in Silberreifen von dem Gebirge herab, und eine milde, mit Aumendüften geschwängerte Atmosphäre herrscht hier unter einem ewig azurnen Himmel. Im Oktober, wenn die Weiden außerhalb dieses Thaies zu ersten anfangen, ziehen die Romandämme des Kautafus sich für den Winter in dieses Eden zurück. Aber ehe noch im März die Sonne ihre glühenden Strahlen über diese Gründe verbreitet, verlassen sie mit ihren Heerden das Thal, um den gefährlichen Wohnort zu verlassen, deren Namen es trägt. Von dieser Zeit an ist das Thal jedem anderen Wesen verschlossen: Laufende von großen und kleinen Schlangen haben dann ihren Wohnsitz hier aufgeschlagen, und wehe dem armen Geschöpfe, das sich dahin verirrt. Von den Bergen herab hat man durch Fernrohre die gräßlichsten Scenen beobachtet, die hier vorgehen, wenn sich ein der größten Raubthiere in dieses Thal verirrt. Jüngelnd und zischend umschlingt die scheinlichen Bestien seinen ganzen Körper wie mit einem lebendigen Netz, donnernd hallt sein Gebrahl durch die Kiste, vergebens firet es sich aus und braucht die gewaltigen Kräfte zur Abwehr seiner entsehligen Feinde; immer neue und neue Fäden schlingen sich um dasselbe, bis es leiser und leiser stöhnend im fruchtlosen Kampfe ermattet und verendet.

Papiergeld - Fälschungen Napoleons des Ersten.

Aus den Denkwürdigkeiten des Barons Eugen v. Vitrolles hat die Welt Thatsachen erfahren, welche selbst denen ganz unerwartet kamen, welche keine Achtung vor dem Charakter des ersten Napoleon besaßen. Es ist allgemein bekannt, daß Bonaparte in seinen Mitteln, dem Gegner zu schaden, nicht wäherlich war, daß er aber vor Ausbruch eines Krieges falsches Geld des feindlichen Staates herstellte, um dasselbe im Falle des Erfolges im eroberten Lande zu verausgaben, überseht doch selbst die besten Vermuthungen. Vitrolles erzählt aus dem Jahre 1814, als er forschte, nach der Restauration, sein Portefeuille abernehmen, Folgendes: „Eines Tages erschien bei mir der Baron v. Mounier, ein Mann, der zu nahe bei Bonaparte gestanden hatte, um ihn zu lieben, der zu viel Geracht besaß, um ihn zu schämen, und zu viel Geist, um ihn nicht durchschau zu haben. Er hatte, als der kaiserliche Schatzmeister von La Voullerie nach Blois gegangen war, eine Liste im Kronschatz Napoleons aufgenommen, die er mir jetzt brachte. Es war ein Verzeichniß der im Schatz befindlichen Beträge von falschen ausländischen Gulden, preussischen Friedrichsdors mit Angabe ihres Rennens und ihres wirklichen Werthes, zwischen denen ein großer Abstand war. Man unterbreitete mir die Einzelheiten dieser schändlichen Geldmaderei: Scheine der Wiener Bank, preussische Staatsnoten, russische Papirerrubel, alle falsch. Mit diesen überquammte man in den Feldzügen die Länder, soweit sie von den französischen Heeren besetzt wurden. Man wußte im Kronschatz, wie und wo die falschen Wertpapiere hergestellt worden waren. Voligebehalten waren damit beauftragt, dem falschen Papiergelde das Aussehen des schon längere Zeit im Umlauf gewesen zu geben. Hierzu lieferte man ihnen Handbücher, und sie rieben nach und nach beide Seiten jedes Scheines mit dem von den Striegeln entnommenen Pferdehaarm. Der selte Staub benahm den Papieren völlig das Aussehen früher Herstellung. Die letztere Einzelheit wurde mir im nächsten Jahre (1815) während der „Hundert Tage“ bekantigt. Als ich nämlich (nach Napoleons Rückkunft verhaftet) in das Militärgefängniß der Abtei gebracht worden war, gab man mir einen Voligeagenten, Namens Dingrenon zum häßlichen Aufseher. Dieser erzählte mir von der schönen Zeit, als er täglich sechs Francs für das Schmutzigmachen von Banfnoten bekam.“

Der jüngste Ritter des eisernen Kreuzes.

Den jüngsten Ritter des eisernen Kreuzes im Feldzuge 1870-71 zählte Berlin in seinen Mauern, es ist der Telegraphist Lehming im Central-Telegraphenbureau des königlichen Polizei-Präsidiums. In dem trefflichen Werke des Freiherrn v. Dindlage wird ungenauer Weise fährlich von Stenfen als „der jüngste Kreuzritter“ bezeichnet, welcher diesen ehrenvollen Orden im hohenzoller'schen Jäger-Regiment Nr. 40 für sein tapferes Vorgehen gegen die Jaderfabrik von Bruggis im Januar 1871, als er 18 Jahre alt war, erhalten hatte. Jünger als fährlich von Stenfen ist der Sekretär Lehming, welcher am 13. Mai 1853 geboren, den Feldzug bei der 6. Kompagnie des 6. Brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 52 mitmachte und im November 1870, im Alter von 17 Jahren, das eiserne Kreuz für seinen Heldenmuth in den Schlächten bei Siedrich und Bionville nachträglich erhielt. Lehming ist nicht nur an Alter jünger, sondern auch bei Erhalt der Auszeichnung jünger als der damalige fährlich von Stenfen gewesen. Ueber eine besonders blutige Episode, welche auch die 6. Kompagnie betraf, erzählt Lehming: „Am 16. August, Vormittags 10 Uhr, langten wir auf dem Schlachtfelde von Bionville an und fanden bis 5 Uhr Nachmittags im bestigsten Gewehr- und Schießfeuer. Kurz vor unserer Abführung attackirte noch ein Regiment feindlicher Kürassiere unser kleines Häuflein, den Rest des 52. Regiments. Die Attacke wurde abgeschlagen, der Feind

flieh. Vor dieser Attacke vertheilte ich meine noch überflüssige Munition an Kameraden, welche die ihre verschossen hatten. Ich nämlich hatte während der Schlacht meine Patronentaschen drei Mal gefüllt, indem ich Verbundeten und Todten die Munition abnahm. Nach glücklich abgeschlagener Attacke gingen wir über eine Chauffee vor, bald aber wieder in unsere alte Stellung zurück, weil Kreuzfeuer uns gänzlich zu vernichten drohte. Hierbei verloren wir unseren letzten Offizier, Hauptmann Hildebrandt.“

Das Schlangenthal.

Dieses liebliche, anmuthige Thal, welches sich in einer der zahlreichen Schluchten des Kautafusgebirges befindet, führt noch bis zum heutigen Tage den Namen des Schlangenthales. Es hat etwa zwei Quadratmeilen im Umfange, ist ringsum von hohen Bergen eingeschlossen, und ein ewiger Frühling herrscht daselbst. Bäume, Stauden und Gewächse der reichsten orientalischen Vegetation bedecken seinen Boden, schön gefiederte Vögel bauen ihre Nester in den Bäumen, trübste Quelle rieseln in Silberreifen von dem Gebirge herab, und eine milde, mit Aumendüften geschwängerte Atmosphäre herrscht hier unter einem ewig azurnen Himmel. Im Oktober, wenn die Weiden außerhalb dieses Thaies zu ersten anfangen, ziehen die Romandämme des Kautafus sich für den Winter in dieses Eden zurück. Aber ehe noch im März die Sonne ihre glühenden Strahlen über diese Gründe verbreitet, verlassen sie mit ihren Heerden das Thal, um den gefährlichen Wohnort zu verlassen, deren Namen es trägt. Von dieser Zeit an ist das Thal jedem anderen Wesen verschlossen: Laufende von großen und kleinen Schlangen haben dann ihren Wohnsitz hier aufgeschlagen, und wehe dem armen Geschöpfe, das sich dahin verirrt. Von den Bergen herab hat man durch Fernrohre die gräßlichsten Scenen beobachtet, die hier vorgehen, wenn sich ein der größten Raubthiere in dieses Thal verirrt. Jüngelnd und zischend umschlingt die scheinlichen Bestien seinen ganzen Körper wie mit einem lebendigen Netz, donnernd hallt sein Gebrahl durch die Kiste, vergebens firet es sich aus und braucht die gewaltigen Kräfte zur Abwehr seiner entsehligen Feinde; immer neue und neue Fäden schlingen sich um dasselbe, bis es leiser und leiser stöhnend im fruchtlosen Kampfe ermattet und verendet.

Wolf, Löw, Gimpel, Wachtel, Fuchs und Vär.

Was dieser Lebenschrift folgt, ist nicht etwa eine Fabel, sondern eine wirkliche Gerichtsverhandlung, die sich dieser Tage in Wien vor dem Bezirks-Gericht Allergund abspielt hat. Kläger war der Geschäftsbesitzer Wolf, der von dem Kaufmann Löw ein Gimpel genannt wurde, weil er beim Betreten eines Geschäftslokals nicht die Thür für den Löw offen ließ. Ein Wolf braucht sich nicht gefallen zu lassen, daß man ihn in die minderwerthige Klasse der Vögel versetzt, und der Beleidigte wandte sich deshalb an den Advokaten Dr. Wachtel, der für ihn die Ehrenbeleidigungsklage einbrachte. Zur Verhandlung konnte jedoch Dr. Wachtel wegen anderweitiger Berufs-Geschäfte nicht erscheinen und ersandte deshalb seinen Vertreter Dr. Fuchs. Bei der Verhandlung wurde als Zeuge Herr Vär vernommen. Schließlich kam ein Ausgleich zu Stande. Löw nahm den Gimpel zurück und erklärte sich bereit, Wolf die Kosten zu bezahlen, womit sich Fuchs für Wachtel einverstanden erklärte, worauf Löw freigesprochen wurde und Vär sich entfernen konnte. Und so ist nun die Raturgeschichte wieder in Ordnung.

Das Hinderniß.

Am Schatten der mächtigen Linde, Die schon fünfzig Jahre blüht, Man täglich ein vornehmer Fräulein Voll größter Erwartung sieht. Sie sitzt auf eigenem Grunde, Wohl viele Tausende werth, Auch sind ihre Finger und Ohren Mit großen Brillanten besetzt. So harret sie der kommenden Freier, Denn sie stand im Inseerat. Wie kommt's, daß noch immer Keiner Der Heirathslustigen naht? Sie war ihren großen Reichtum Zu theilen vom Herzen bereit! So macht, weil sich jeder Bewerber Vor dem Lindenbäume schaut. Und wußt Ihr, warum gerad dieser Jungen Freieren im Wege stand? — Sie hatte die mächtige Linde Geplant mit eigener Hand.

In Leipzig.

Dienstmann: „Ach, herjeses, mein tüteltes Herrichen, te woll'n gewiß zur Leipziger Messe? Dam se denn och Gebäd bei sich?“

„Ich so! Herr: „Sie lieben den Eisport wohl recht sehr?“ Dame: „Ach nein!“ Herr: „Ja, aber warum gehen Sie dann aufs Eis?“ Dame: „Weil man so schön Belanntschaften antkneipfen kann.“

Doppelstimmig. „Und wie hat sich Dein Bräutigam verhalten, als Du mit dem Radfahren begonnen?“ „O, der ließ mich ohne Weiteres fahren!“

Verstännt. „Ihre Fräulein Tochter sieht thatsächlich blaß und leidend aus.“ „Ja! Der Weisung unseres Arztes, recht viel Partien in dieser schönen Umgebung zu machen, sind mir etrigt gefolgt, aber ich sehe noch wenig Besserung.“

Unfeuchtung. „Onkel: „Ich denke beim Studiren könntest Du endlich das Biertrinken lassen!“ Student: „Aber, Onkel, ohne das bringt man ja das trodene Zeug ablut nicht hinunter!“

Abgeleimt. Gattin: „Ich möchte mir ein neues Kleid taufen, Theodor; bitte schick mir febig Wart vor — willst Du?“ Gatte: „Rein, denn ich weiß, daß Du das Schießen nicht vertragen kannst.“

Mineralogisches Sonngniß. Richter: „Dieser Mann hat Ihnen die Fenster eingeworfen?“ Professor: „Ja, er warf mir ein faustgroßes Stück Kieseläureanhydrid ins Fenster.“

Glück. Sie: „Haben Sie Glück im Spiel?“ Er: „Oh ja, ich gewinne immer.“ Sie: „Und in der Liebe?“ Er: „Da habe ich erst recht Glück; ich bekomme immer einen Kob.“

Dabei. Gatte (zu seiner Frau im Theater): „Sieh nur, wie blaß Fräulein Meyer aussieht. Ich hätte nie geglaubt, daß sie sich so vom Theater aufregen läßt.“ Gattin: „Ach, das ist ja nicht der Grund, ihr Kopf ist zur Erde gefallen.“

Gemüthlich. Fremder (zum Hausknecht): „Ich muß morgen früh um fünf Uhr abreisen, verstanden!“ Hausknecht: „Hm, um fünf bin ich aber noch nicht auf; da geben Sie mir das Trinkgeld schon besser diesen Abend!“

Einwand. Mutter (zu ihrem Tochterchen, das hinter ihrem Rücken eine Liebetel mit einem Schachspieler begannen): „Wende, was der Lebensphilosoph und Weisenthemer Jean Paul sagt: „Die erste Liebe fällt gewöhnlich auf einen Unwürdigen.““

Bachfiß. „Aber Ramaachen, das ist ja gar nicht meine erste!“

Gerade deshalb. Mann: „Ich hatte Dir doch ausdrücklich befehlen, Deine Mutter unter keinen Umständen mitzubringen.“ Frau: „Aber, Arthur, wie konnte ich Du auch so etwas befehlen, Du weißt doch, Mama ließ jedes Telegramm!“

Ein kleiner Schlammeier. „Mortischen, soll ich dr'n Buch schenken?“ „Ja, Onkelleben, Dein—Ged-Buch.“

Ein Schwerenthier. „Sie werden doch die Partie mitmachen, Herr Lieutenant, es wird sehr schön werden.“ „Selbstverständlich, Gnädigste, schöne Partie zu machen ist Lieutenanten nie abgeneigt.“

Ja, wenn. Richter (zum Angeklagten): „Sie sind angeklagt, den Schneidermeister Nadel kurz vor Witternacht halb todt geschlagen zu haben, das ist strafällig.“ Angeklagter: „So, hält ich das gewohnt, hält ich den Keil erst nach Witternacht durchgehlaßt!“

Ein Studentenmüßig. Student (zu einem Optiker in den Laden tretend): „Sagen Sie mal, Herr Jirtel, haben Sie wohl Vertanten?“ Optiker: „Gewiß!“ Student: „Dann haben Sie mehr als ich, Herr Jirtel, denn ich habe nur zwei Tanten!“

Verstännt. Patient (während): „Millionen Schod, ärgere ich mich jetzt!“ Frau: „Warum denn Mannert?“ Patient: „Jetzt hab' ich a ganze Flaschen voll Medizin, und schon nach dem ersten Köffel doll sind meine Schmerzen weg.“

Müßig. Hansjörga la' net müßig sein! Trinkt er net, so schent er ein. Ist er net, so schöpft er raus; — Aber is das Gsta aus. Ruoch er uf dr' Stell' in 's Bett — Müßig sei — dös la' er net!